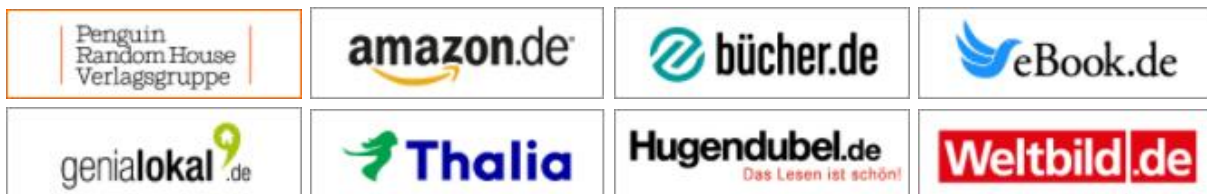


Leseprobe

Jenna Blum
**Der Himmel über
Manhattan**
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 544

Erscheinungstermin: 21. Juni 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

New York, 1960: Sie wünscht sich nichts mehr als eine Zukunft mit ihm, aber seine tragische Vergangenheit steht zwischen ihnen.

Peter Rashkin ist ein faszinierender Mann. Er betreibt eines der feinsten Restaurants im Manhattan der 1960er Jahre. Doch ihn umgibt auch etwas Tragisches. Nur wenige wissen, dass er seine Frau und seine Kinder verlor ... damals in Deutschland, als die Nazis die Juden verfolgten. Und niemand weiß von der Schuld, die er bis heute darüber empfindet, dass er als einziger überlebte. Eigentlich will Peter alles vergessen und nie wieder an Liebe denken. Als er jedoch auf die junge June trifft, fühlt er sich von ihr angezogen. Ein Stromausfall führt die beiden zusammen und in eine turbulente Beziehung. Doch die Vergangenheit lässt sich nicht verdrängen, auch wenn man es noch so gern will ...



Autor

Jenna Blum

Jenna Blum, geboren 1970, unterrichtet kreatives Schreiben und ist Mitarbeiterin verschiedener Zeitschriften. Sie hat mehrere Romane sowie Kurzgeschichten verfasst. »Der Himmel über

Manhattan

ROMAN

Deutsch von Rainer Schmidt

Wo man isst

**Masha's, 1705 Second Avenue,
Regent4-1117.**

Gerichte zum Andenken an die Ehefrau des Eigentümers/
Kochs, die während des Zweiten Weltkriegs in Europa
umgekommen ist. Wenn Sie über diese Geschichte nicht
ins Schwärmen geraten, kommen Sie wegen der Gau-
menfreuden: Die üppige Dekadenz europäischer und
jüdischer Speisen wie Ochsenbrust Wellington und die
»Schokoladentorte Masha« wird selbst den abgebrüh-
testen Gast zu Tränen rühren. Hauptgerichte ab 7,95\$.
Cocktails und Wein. Mittags- und Abendkarte. Montags
geschlossen, Reservierung empfohlen.

– Craig Clayborne, *New York Times*, September 1964

Masha's Herbst 1965

Vorspeisen

*Warmer Rosenkohlsalat mit gerösteten Pekannüssen,
Blauschimmelkäse, Räucherspeck und einer Vinaigrette
mit Senf und Schwarzen Trüffeln*

*Champignoncremesuppe mit hausgemachten Croutons,
Crème fraîche, Cognac und Schnittlauch*

HUHN IM MANTEL

*Hühnerleberpaté en crouste mit Senf- und Meerrettich-
Crème-fraîche-Dips*

*Blue-Point-Austern, in Sahnesoße sautiert, mit einer
Kruste aus Brotkrumen und Butter*

»POLNISCHE TÄUBCHEN«

Kleine Kohlrouladen mit Senf und süß-sauren Dips

Hauptspeisen

*Entenbrust an kirschwasserflambierten Kirschen und
Orangen in einem Nest aus geschmortem Kohl mit
Pommes frites*

*Ochsenbrust Wellington mit gestampften Meerrettich-
Kartoffeln und Gemüse des Tages*

*Gebratene Flunder unter einer Kruste aus Parmesan und
Brotkrumen mit kleinen Bratkartoffeln und grünen
Bohnen »amandine«*

*Gefülltes Brathühnchen mit Strandpflaumen- und
Cranberry-Marmelade, dazu entweder Zimmes oder
Stampfkartoffeln und Rosenkohl*

HAMBURGER »WALTER«

*Hackfleisch vom Rindernacken au poivre, mit Cognac
flambiert, dazu Pommes frites und keinerlei Gemüse*

Beilagen

- ~ *Champignons in Burgundersoße*
- ~ *Grüne Bohnen »amandine«*
- ~ *Rahmspinat mit einer Kruste aus Knoblauch
und Parmesan*
- ~ *Kleine Bratkartoffeln*
- ~ *Pommes frites*
- ~ *Latkes (Kartoffelpuffer mit Apfelmus)*
- ~ *Zimmes (Auflauf aus Süßkartoffeln, Zitronenzesten
und Korinthen)*
- ~ *Eingelegte Rote Bete mit Meerrettich-Crème-fraîche*
- ~ *Hausgemachte Pickles*
- ~ *Spätzle*

Desserts

- ~ *Crumble vom »Honeycrisp«-Apfel unter einer Kruste aus braunem Zucker mit Vanilleeis*
- ~ *Deutsche Schokoladentorte mit flambierten Kirschen*
- ~ *Pflaumenkuchen mit einer Kruste aus gerösteten Walnüssen, dazu Kirschwasser-Schlagsahne*
- ~ *»KLEINE WOLKEN«
Windbeutel mit Vanilleeis zu einem Miniaturschokoladenfondue*
- ~ *Kürbis-, Honig- und Vanilleeis in Schokoladenbechern (als Trio oder einzeln)*
- ~ *Verschiedene Rugelach mit einer Füllung aus Schokolade, Walnuss-Korinthen oder Aprikosen*

1705 2ND AVE. NEW YORK, NY 10128 / RE 4-1143

** UM RESERVIERUNG WIRD GEBETEN!*

I

PETER, 1965

Aber wenn Peter den Wolf nun nicht gefangen hätte?

Was dann, hm?

– *Sergej Prokofjew*

MASHA'S

Zum ersten Mal sah Peter das Mädchen während der Abendschicht im Masha's. Sie saß am Mitteltisch unter dem Kronleuchter, und ihr Gesicht war vom Licht getüpfelt. Peters Mitarbeiter nannten diesen Platz den Todesitz in Anbetracht dessen, was demjenigen passieren würde, der das Pech hatte, dort zu sitzen, falls der Kronleuchter, eine zweihundert Pfund schwere Kaskade aus venezianischen Kristalltropfen, jemals beschließen sollte herabzufallen. Das Mädchen – die junge Frau – ließ den Blick im Restaurant umherwandern, als langweilte sie ihr Tischgenosse, ein Kerl mit silbergrauem Haar, einer dicken Hornbrille und einem Kopf, so viereckig wie ein Zuckerwürfel. Er war mindestens doppelt so alt wie sie. Als Peter auf sie aufmerksam wurde, lehnte er sich gerade herüber und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Das Mädchen rümpfte die Nase und schob ihren Verehrer, falls er das war, von sich – und dann, als sie Peter erblickte, grinste sie auf eine Weise, die sie völlig verwandelte, und ihr Gesichtsausdruck wechselte vom leicht mürrischen Überdruß eines New Yorker Großstadtmädchens, das schon alles gesehen und getan hat, zu etwas anderem, insgesamt Sonnigerem und Liebenswürdigerem. Peter zog daraufhin die Brauen hoch. Das helle Haar des Mädchens war kurz geschnitten wie bei einem Jungen –

ein Stil, den er nicht besonders schätzte. Sie trug ein weißes dünnes Hemdkleid mit Pelzbesatz an Kragen und Ärmeln und rote hochhackige Stiefel, deren oberer Rand unter dem Tischtuch verschwand. Ihre Augen waren von dicken schwarzen Kringeln umringt. Peter war eigentlich kein Freund dieser neuen Modetrends – auch wenn er wie jeder andere Mann in Manhattan Gott, hätte er an ihn geglaubt, für den Minirock gedankt hätte. Aber dieses Mädchen schlug ihn in seinen Bann.

Er trat seine Runde an, wie er es einmal in jeder Schicht zu tun pflegte, klopfte hier auf eine Schulter und gab da einer Frau Feuer für ihre Zigarette. Hübsche Frauen waren im Masha's immer in der Überzahl, vor allem beim Lunch, wenn die Tische fast ausnahmslos von sehnsuchtsvollen Junggesellinnen und ihren entschlossenen Müttern besetzt waren. Das war so, seit im Jahr zuvor die Kritik in der *Times* erschienen war. Die Damen priesen die Salate, aber sie kamen wegen des allein stehenden Eigentümers mit der traurigen Geschichte. Abends überwogen die Stammgäste, Bewohner des Viertels an der Upper East Side, die zu den Veranstaltungen der Stadt unterwegs waren, zu Theater, Konzert, Oper und Ballett, oder von dort zurückkamen. Aber es mischten sich immer noch genug hoffnungsvolle Romanikerinnen unter sie, um Peter wachsam und unnahbar sein zu lassen. Zumindest hatte er das geglaubt. Warum ausgerechnet diese junge Frau sein Interesse weckte, wusste er nicht genau. Er warf verstohlene Blicke zu ihr hinüber, während er sich mit den Lynns unterhielt, die ihren Abend mit einem Schlummertrunk im Masha's zu beenden pflegten, seit das Lokal eröffnet worden war, und während er ignorierte, dass die alte Mrs. Allison, die an Tisch 14 Hof hielt, immer wieder mit zitternder Hand

unter den Tisch langte, um ihren Pudel Lucius mit kleinen Häppchen zu füttern, über dessen Anwesenheit das Personal routinemäßig hinwegsah. Peter fing doch nicht etwa wieder mit seinem Spiel an – oder doch? Suchte er wieder nach Menschen, die längst nicht mehr da waren? Ein fruchtloses Unterfangen, ermahnte er sich streng. Und grausam dazu. Dennoch... Die junge Frau auf dem Todessitz sah jünger aus als vierzig, was Mashas Alter gewesen wäre, und älter als zwanzig – nicht viel älter, aber doch älter.

Peter wollte eben hinübergehen und das Mädchen persönlich im Masha's begrüßen, als eine diskrete Unruhe bei den Tischen in der Nähe des Eingangs darauf hindeutete, dass Mr. Cronkite hereingekommen war und die Empfangsdame ihm den Mantel abnahm und ihn zu seinem Stammpflicht führte, dem zweiten Tisch, dessen Sitzbänke mit hohen rotledernen Lehnen ausgestattet waren. Mr. Cronkite war allein wie meistens, wenn er bei Masha's zu Abend aß – auf dem Weg vom CBS-Studio zu seinem Apartment in der East 94th Street –, weil seine Frau Betsy nicht zu Hause war, um mit ihm zu essen. Peter hob einen Finger und signalisierte Maurice, dem Kellner, zu dessen Revier Mr. Cronkites Tisch gehörte, dass er dem Nachrichtensprecher seinen Bourbon persönlich servieren werde.

»Wie geht es Ihnen heute Abend, Mr. Cronkite?«, fragte er und stellte das Glas hin. Immer wieder glaubte er, er habe sich daran gewöhnt, aber jedes Mal fiel Peter überrascht auf, wie blau die Augen des Mannes waren. Auf dem Fernsehbildschirm sahen sie grau aus.

»Sehr gut. Und Ihnen, Mr. Rashkin?«, fragte Mr. Cronkite.

»Ich kann nicht klagen«, sagte Peter.

Mr. Cronkite schenkte ihm das berühmte Funkeln seiner Augen. »Damit unterscheiden Sie sich sehr von einem großen Teil unserer Zuschauer«, sagte er. »Turbulente Zeiten, Mr. Rashkin. Turbulente Zeiten. Aber die sind uns nicht fremd, nicht wahr?« Er hob Peter sein Highballglas entgegen. »Auf Ihr Wohl.«

»Auf Ihre Gesundheit«, antwortete Peter. »Darf ich Ihnen eine Speisekarte bringen? Oder Ihr Lieblingsgericht?«

»Wie könnte ich mir einen Hamburger ›Walter‹ entgehen lassen?« Er meinte das Gericht, das Peter eigens für ihn erfunden hatte – Hackfleisch vom Rindernacken, gewürzt *au poivre*, mit Brandy flambiert und begleitet, wie es auf der Speisekarte hieß, »von keinerlei Gemüse«. Mr. Cronkite zwinkerte Peter zu. »Einer der kleinen kläglichen Vorzüge des Junggesellendaseins, hm, Mr. Rashkin? Man muss die Erbsen nicht essen.«

»Sehr wahr«, sagte Peter. Es war ein kleiner Scherz zwischen ihnen. Der seit Langem glücklich verheiratete Mr. Cronkite war kein Junggeselle, und Peter galt als einer der begehrenswertesten der Stadt – sehr zu seiner Bestürzung.

»Maurice wird Sie sofort bedienen«, sagte er zu Mr. Cronkite und klopfte zum Abschied mit dem Fingerknöchel auf das Tischtuch.

Nachdem er sich vergewissert hatte, dass vorn alles genau so lief, wie es sollte, nahm Peter Kurs auf die Küche, um das Anrichten der heutigen Spezialität zu beaufsichtigen: kornisches Stubenküken mit Meerrettich-Kartoffelpüree und flambierten Kirschen. Peter hatte es nicht überrascht, dass seine Gäste es gern sahen, wenn ihr Essen am Tisch in Brand gesetzt wurde: Amerikaner freuten sich an Dingen, die explodieren konnten. Was ihn

jedoch verblüfft hatte, war, wie viel Spaß es ihm selbst bereitete. Wieder warf er einen Blick zu dem Tisch in der Mitte, dem Todessitz. Was war nur mit dieser jungen Frau? Erinnernte sie ihn doch an irgendjemanden? An Twiggy vielleicht; ja, mit ihrem kurz geschnittenen aschblonden Haar und der beinahe skeletthaften Magerkeit ähnelte sie dem britischen Mannequin, das manchmal mit seinem Gefolge hereinkam. Auch dieses Mädchen war wahrscheinlich ein Mannequin – ihr Essen, den warmen Rosenkohlsalat mit Roquefort, hatte sie nicht angerührt. Vielleicht hatte Peter ihr Gesicht in der U-Bahn gesehen, als es an der Wand an ihm vorbeigeglitten war. Ihr Tischgenosse hatte jetzt den Arm um sie gelegt und war mit seinem Stuhl näher an sie herangerückt. Peter sah, wie er sie an seinem »Rusty Nail« nippen ließ und ihr das Highballglas an den Mund hielt. Noch einmal überlegte Peter, ob er hinübergehen und sich vorstellen und ihr vielleicht ein Dessert auf Kosten des Hauses anbieten sollte – aber genügte ein Freier, der doppelt so alt war wie sie, dem armen Mädchen? Da brauchte sie nicht noch einen. Außerdem war Peter nicht auf der Suche nach einer Affäre. Er trat durch die Tür mit dem Bullauge in seine Küche.

Die Küche des Masha's war winzig, nicht viel größer als die Kombüse auf einem Segelboot, und die, die dort arbeiteten machten sie noch enger: Peters Rôtisseur, der Gardemanger, Souschefin Lena, der Spüler. Frühmorgens war manchmal noch der Pâtissier da. Heute Abend war die Luft dick vom Geruch von Geflügel, Fisch, Kohl, Kartoffeln und erfüllt vom Brutzeln, Wasserrauschen und dem Tosen der Gasherde. Der Geschirrspüler brauste, und die Köche schrien einander Abkürzungen

zu: »Flunder raus! Zwölf braucht Kartoffeln! Sechszwanzig das Huhn! Jetzt schon? Scheiße!« Für Peter war dies der liebste Ort der Welt. Sein Leben lang hatte er sich in Küchen immer am sichersten gefühlt. Er war der Eigentümer des Masha's, Gastronom und Koch zugleich, aber seine Gäste und sogar ein paar seiner Mitarbeiter wären überrascht gewesen, wenn sie gewusst hätten, wie schwer es ihm fiel, seine Rolle zu spielen – welche Mühe es ihn kostete, sich im Anzug zwischen den Tischen hindurchzuschlängeln und Small Talk zu treiben. Gerade weil es ihm nicht leichtfiel, machte Peter seine Sache so gut. Der Sprecherzieher seiner Kindheit in Berlin hatte ihn ermahnt: *Peter, du musst projizieren!* Das tat er – nur dass er jetzt nicht seine Stimme, sondern seine Persönlichkeit nach vorn verstärkte. Dennoch war ihm der Augenblick, dem er mehr als allen anderen entgegenfieberte, eine Freude, wenn er den Anzug gegen die weiße Berufskleidung eines Kochs tauschen und sich dem Rhythmus des Hackens und Sautierens und Anrichtens anheimgeben konnte, bevor er das Essen, das er zubereitet, die Speise, die er kreierte hatte, in die Welt hinausschicken konnte.

So war es eine Überraschung für Peter, als er seinen Anzug an die Innenseite seiner Bürotür hängte, die weiße Jacke anzog, seinen gewohnten Platz neben Lena einnahm und dort spürte, dass etwas nicht stimmte. Es war das Licht – die guten Leuchtstofflampen an der Decke, starke, weiß strahlende Röhren hinter Gittern, die wie Eiswürfelbehälter aussahen, wirkten trüb. Peter fing an zu schwitzen. Er betupfte sich die Stirn mit dem obersten Küchentuch auf seinem Stapel und entrollte die Tasche mit seinem Messer. Der Gardemanger hatte den *mise en place* für Peter bereits vorbereitet; kleine Schälchen mit Schalotten, Petersilie, Knoblauch-Confit, Zitronenzes-

ten und koscherem Salz umringten sein Schneidebrett. Warum hatte Peter Mühe, sie zu sehen?

»Was liegt an?«, fragte er Lena.

»Zweiundzwanzig Gedecke fertig.« Lena atmete wie ein Staubsauger. Sie war eine stattliche Frau, größer als Peter mit seinen eins achtzig und breiter als der Herd, ein Flüchtling wie Peter, aber aus Leningrad. »Huhn ist aus, Champignon Burgunder *kaputt*, Flunder läuft gut, noch fünf Entenbrüste.«

»Danke«, sagte Peter. »Was ist noch offen?«, rief er.

»Acht Bons, Chef!«

Peter blinzelte zu den Zetteln hinauf, die an der Magnetschiene hingen. War es Einbildung, oder wurde es immer dunkler in der Küche?

»Lena«, sagte er. »Übernimm das hier. Mit ist nicht gut...«

Aber sie schrie über ihn hinweg: »Wer hat mit Sicherungen gefummelt? Hier drin ist dunkler als in Stalins *schopa!*« Peter begriff erleichtert, dass es nicht nur ihm so ging. Auch Lena konnte nicht gut sehen, und die restlichen Mitarbeiter verliehen ihrer Ratlosigkeit lautstark Ausdruck in der kaffeebraunen Luft.

Lena wandte sich an Rodrigo, den Spüler. »Das warst du, das weiß ich, *toschtchij bljudok*«, behauptete sie. »Hab dich vorhin im Lagerraum gesehen.«

Der Geschirrspüler antwortete in schnellem Spanisch. Peters Englisch und Deutsch, ja, sogar sein Russisch waren besser als sein Spanisch, aber nach dreißig Jahren als Koch wusste er, dass Lena Rodrigo soeben einen dünnen Drecksack genannt und der Spüler sie dafür als Sau bezeichnet hatte.

»Lena«, sagte Peter, »hör auf. Rodrigo, bitte mach dein Radio lauter.«

Alle spitzten die Ohren, nur der Rôtisseur schob und drehte sein mittlerweile unsichtbares Fleisch. Durch das Gemurmel aus dem Restaurant und das Zischen des Grills hörten sie, was der Sender 1010WINS aus dem Batterieradio zu melden hatte: »*Der Stromausfall betrifft die ganze Stadt, auch wenn das ganze Ausmaß noch nicht feststeht. Bürgermeister Wagner hat alle Einwohner aufgefordert, in ihren Häusern zu bleiben. Die U-Bahnen fahren nicht, aber zusätzliche Busse ...*«

»Jemand hat mit Sicherungen der ganzen Stadt gefumelt«, stellte Lena nicht ohne Befriedigung fest. »Wird Plünderungen geben. Feuer. Vielleicht sogar Morde.«

»Das reicht, vielen Dank«, sagte Peter – aber es war auch sein erster Gedanke gewesen. Er wusste nur zu gut, was aus Zivilisation wurde, wenn in einer Stadt die Lichter ausgingen.

Er ordnete seine Gedanken und gab dann eine Reihe von Befehlen. Besorgt Taschenlampen für die Küche und Extrakerzen für das Restaurant. Der Oberkellner soll die Tür verschließen und sie nur öffnen, um Leute hinauszulassen. Niemand darf herein. Die Küche sollte die Bons abarbeiten, aber keine neuen Bestellungen mehr annehmen. Peter würde den Gästen Drinks auf Kosten des Hauses anbieten und nahm sich stillschweigend vor, Mrs. Allison noch eine Extraportion zum Mitnehmen zu geben. Wenn der Strom bis morgen nicht wieder zurück war, hätte sie wenigstens etwas zu essen. Außerdem sollte ein Kellner sie nach Hause begleiten.

»Und haltet um Gottes willen den Kühlraum nach Möglichkeit geschlossen«, rief er dann. »Ich werde die Gäste informieren.«

Er kehrte zurück ins Restaurant. Viele seiner Gäste würden heute Abend das ungewöhnliche Erlebnis haben,

ihn in seiner weißen Jacke zu sehen. Viele hatten sich am vorderen Fenster versammelt und spähten hinaus, um festzustellen, was los war. Die Kellnerin und die Empfangsdame waren dabei, weitere Kerzen auf den Tischen anzuzünden, sodass die rot lackierten Wände glänzten und der Kronleuchter funkelnd zum Leben erwachte. Mr. Cronkite, sah Peter, war nicht mehr da. Wahrscheinlich war er zum Sender zurückgekehrt, damit CBS über die Krise berichten konnte, sobald der Strom zurückkam. Der silberhaarige Quadratschädel saß immer noch am Tisch in der Mitte und starrte stirnrunzelnd in sein halb leeres Glas. Aber die junge Frau? Peter ließ den Blick durch das Lokal und über die Menschentraube vor dem Fenster wandern. Sie war nirgends zu sehen.

Er ging an die Bar und klopfte mit einem Löffel klingend an ein Weinglas.

»Meine Damen und Herren«, sagte er, »ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit.«

Als alle gegangen waren – als man die Gäste hinausgelassen und der Oberkellner die alte Mrs. Allison nach Hause begleitet hatte, als er die Belege des Abends in den Safe eingeschlossen hatte, um sie am nächsten Morgen im Hellen durchzusehen, und als er seine Mitarbeiter nach Hause geschickt hatte –, schenkte Peter sich einen Brandy ein und begann seinen Rundgang. Das tat er jeden Abend nach Geschäftsschluss, um sich zu vergewissern, dass alles in Ordnung war. Der einzige Unterschied war heute, dass er es im Licht einer Taschenlampe tat. Nach dem langen Einsatz in der Küche war der Lichtstrahl matt, aber für Peter hell genug, um sich in der Garderobe umzusehen, im Speiseraum, in der Küche und in der Kühlkammer, in seinem Büro und im Keller,

der ohne das Licht der Glühlampe unter der Decke noch mehr Ähnlichkeit mit einem Verlies hatte. Er kontrollierte Weinregale, Trockenlagercontainer und -fässer und Rattenfallen – die leer waren, Gott sei Dank. In einem Spiralblock, den er stets in der Gesäßtasche bei sich trug, machte er sich ein paar Notizen zu den Beständen: »Zwiebeln, Olivenöl, Paprika, Streichhölzer. Neue Gummimatte für Küche.« Er ging wieder nach oben, stellte sein Brandyglas ab und wandte sich den Toiletten zu.

Das Radio hatte er längst ausgeschaltet. Die Stille war ihm lieber, und wenn er nicht damit rechnen musste, dass das Personal meuterte, hätte er auch die Musik in der Küche verboten. Trotzdem musste er an die Nachrichten denken, die er gehört hatte. Lenas Vorhersage hatte sich bewahrheitet: Zusätzlich zu den Berichten über lange Schlangen vor Telefonzellen, Fähranlegern und Bushaltestellen, lauter Menschen, die verzweifelt versuchten, aus der gepeinigten Stadt zu entkommen, gab es Plünderungen und Brände, einige davon sogar im nahen Harlem. Da Masha's nicht weit südlich davon lag – auf der 2nd Avenue, zwischen 89th und 90th Street –, überlegte Peter, ob er besondere Vorsichtsmaßnahmen ergreifen sollte. Er könnte im Büro schlafen. Es wäre nicht das erste Mal. 1955, als Masha's eröffnet worden war, hatte Peter praktisch im Restaurant gewohnt und war nur in sein Apartment in der East 96th Street gekommen, um zu duschen und sich umzuziehen. Er sah sich auf der Herrentoilette um und notierte sich, mehr Papierhandtücher zu bestellen. Er würde Sol fragen, seinen Cousin und Partner, ob sie einen günstigeren Lieferanten ausprobieren sollten, den Peter in der Bronx gefunden hatte, oder ob sie weiter bei Sols Händler kaufen mussten.

Die Taschenlampe ging aus.

Peter fluchte. Er schlug den Metallzylinder in die Handfläche, um die Lampe wieder zum Leben zu erwecken, aber nichts geschah. Tastend suchte er sich den Weg hinaus, und erstaunt wie immer stellte er fest, wie Wände, Ecken und Türen sich scheinbar verschoben, wenn man sie nicht mehr sehen konnte. Das war eine eben noch vergessene, aber dennoch vertraute Lektion, gelernt bei Luftangriffen, in Kellern, auf U-Bahnsteigen, in Wandschränken und natürlich in Kojen. Der Geruch fremder Wollmäntel, ungewaschener Haare, Körpersekrete und Atemdünste – speziell der Hunger stank wie eine tote Maus. Ein Schlurfen, vielleicht von Füßen, von Gliedern, die sich auf sehr engem Raum bewegten, oder von Ungeziefer. Nicht identifizierbare Bewegungen, eine Handbreit vor dem eigenen Gesicht. Zumindest gab es in den oberirdischen Bunkern immer noch einen Schimmer Umgebungslicht – die Flamme eines kostbaren Streichholzes, angezündet, um einen Blick auf die Uhr zu werfen oder nach einem kranken Kind zu sehen oder die Umrisse des Nachthimmels hinter einem Fensterladen. Aber hier, im Korridor im Masha's, erinnerte die Abwesenheit jedes Lichtschimmers Peter an unterirdische Verstecke, an seine schmale Pritsche in Block 14, wenn die SS wegen der Luftangriffe die Verdunklung des Lagers befahl. In solchen Fällen bekam die Dunkelheit eine unangenehme Festigkeit, eine eisige Beschaffenheit, die es Peter unmöglich machte, seine Handfläche zu sehen, selbst wenn er sie an die Nase drückte – vorausgesetzt, er konnte den Arm zwischen den vier anderen Männern heben.

Seufzend schob Peter sich an der Wand des Korridors entlang bis zum Speiseraum, tastete dort nach einer Kerze und zündete sie an. Er war nass geschwitzt unter

seiner weißen Kochjacke, Schweißperlen krochen über seinen Körper, ein Gefühl, das er verabscheute. Er war ungeduldig mit sich selbst. Es war schön und gut, ja, sogar verständlich, dass der Stromausfall Erinnerungen weckte, die er mit Mühe zu vergessen suchte. Vielleicht funktionierte der Körper so. Aber seinen Geist musste er besser unter Kontrolle bekommen. Er würde, er konnte nicht zurückkehren zu dem Wahnsinn, den er kurz nach seiner Ankunft in diesem Land durchlebt hatte, als die Zeit ohne jeden Grund – während er Butter auf seinen Toast strich, einen Hund streichelte oder durch einen Park spazierte – plötzlich kippte und ihn zurück nach Auschwitz rutschen ließ. Oder nach Theresienstadt. Oder nach Berlin. Das würde er nicht zulassen. Er würde sich diesen Erinnerungen nicht hingeben. »Ich weigere mich«, sagte Peter in die Dunkelheit.

Wie zur Antwort kam ein Geräusch aus dem Korridor hinter ihm, wie das Miauen einer Katze. »Hallo?«, rief Peter. Das Geräusch kam noch einmal – *miauu*? Es hörte sich an, als käme es aus der Damentoilette. Jetzt fiel ihm ein, dass er dort nicht hineingeschaut hatte. Wahrscheinlich war es eine herrenlose Katze, zumindest hoffte er das. Manchmal öffnete ein Gast oder ein Angestellter das Fenster, so weit es ging – eine Handbreit –, und der Himmel wusste, was da alles durch das Gitter hereinkam. Peter traute dieser Stadt alles zu. Sein Nachbar in der East 96th hatte einmal seinen Klodeckel hochgeklappt und eine *Boa constrictor* entdeckt. Und einmal, als Peter morgens früh gekommen war, um Fleischbrühe und Demi-Glace zu kochen, kam ihm aus seinem Büro ein fröhliches Stinktier entgegengewatschelt.

Er hielt die Kerze hoch und ging zurück durch den Korridor. Absurderweise kam er sich dabei vor wie der

Geizhals, von dem er in seinem abendlichen Englischunterricht gelesen hatte – Ebenezer Scrooge. Ihm fehlten nur das Nachthemd und die Schlafmütze. »Hallo?«, rief er noch einmal und öffnete die Tür zur Damentoilette. »Ist hier jemand?« Er leuchtete mit der Kerze in dem kleinen rosa gekachelten Raum herum. Die Flamme flackerte – das Fenster war tatsächlich offen –, aber er brauchte ihr blakendes Licht nicht, um zu sehen, wie die Tür der zweiten Kabine sich öffnete. Heraus kam mit zerzaustem Haar und verschmiertem Make-up das Mädchen. Die junge Frau vom Tisch in der Mitte.

Peter setzte sie an die Bar, sammelte Kerzen von den Tischen ringsum und zündete sie an. Er schenkte ihnen beiden einen Drink ein, obwohl ihm sofort einfiel, dass das Mädchen nicht darum gebeten hatte. Sie schaute das Glas an, das in einem funkelnden Halbkreis aus Teelichten auf dem verzinkten Tresen stand. Der Spiegel hinter den Getränkeflaschen warf den Glanz zurück und ließ ein endloses Schimmern in der Dunkelheit verschwinden.

»Das ist nur Brandy«, sagte Peter. »Mag sein, dass ich in der Küche den Hexenmeister spiele, aber ich bin ein miserabler Barkeeper.«

»Solange es braun und stark ist«, sagte das Mädchen, »ist mir egal, was es ist.« Sie kippte den Drink umstandslos hinunter und schnaubte wie ein Pferd. Dann knallte sie das Glas auf den Tresen und klopfte mit einem weißen Fingernagel an den Rand.

»Lassen Sie's laufen«, sagte sie. Peter brauchte einen Augenblick, um die Aufforderung zu übersetzen, und gehorchte dann. Es war lange her, dass er über eine umgangssprachliche Formulierung gestolpert war. Dieser Stromausfall hatte etwas mit ihm gemacht: Hart

erarbeitete Sprachkenntnisse waren abgekoppelt, unliebsame Türen in seinem Geist geöffnet worden. Hoffentlich ging das Licht bald wieder an, obwohl es in gewisser Weise keine Rolle mehr spielte. Es war beunruhigend festzustellen, wie leicht die eigene Abwehr außer Kraft gesetzt werden konnte.

Das Mädchen nahm den zweiten Brandy gesitteter zu sich. Ihr langer Hals bog sich auf eine Weise zu dem Cognacschwenker hinunter, die Peter an eine Giraffe erinnerte, die er kürzlich bei einer Spendengala im Zoo des Central Park gesehen hatte, wie sie mit zierlichen Lippen Blätter von einem Baum zupfte. Er reichte ihr sein Taschentuch.

»Was soll ich damit?«, fragte sie. Peter deutete auf sein eigenes Gesicht und lächelte. Das Mädchen drehte sich auf dem Hocker herum und schaute in den Spiegel.

»Oh Gott.« Sie tauchte Peters Taschentuch in ihren Brandy und wischte sich das verschmierte Make-up von den Wangen. Fragend sah sie ihn an, und er nickte.

»Da ist Ihnen eine Stelle entgangen, genau da.« Fast hätte er ihre Schläfe berührt – fast, aber nicht ganz.

Das Mädchen beugte sich vor und kümmerte sich um die Stelle. »Danke«, sagte sie und wollte Peter sein Taschentuch zurückgeben. Er schüttelte den Kopf, und ihr Hals über dem weißen Pelzkragen errötete fleckig, vielleicht aus Verlegenheit, vielleicht wegen der Wärme der Kerzen, vielleicht wegen beidem.

»Oh, natürlich möchten Sie es so nicht zurückhaben«, sagte sie. »Ich lasse es reinigen und Ihnen schicken.«

»Nicht nötig«, sagte Peter. Sie könnten es selbst zurückbringen, wollte er hinzufügen, als das Mädchen einen Stoßseufzer tat und sich mit den Fingern durch das sehr kurze blonde Haar fuhr. Ohne das modische starke

Make-up sah sie aus wie ein Kind mit ihren blassen Wimpern und den außergewöhnlich hohen, von hellen Sommersprossen bedeckten Wangenknochen. Peter fand sie in diesem Zustand noch hinreißender.

»Sie müssen mich für ein schreckliches Baby halten«, sagte sie.

»Wohl kaum«, sagte er. »Obwohl Sie ziemlich jung aussehen.«

Ein Lächeln verlieh ihrem Gesicht eine Süße, die Peter an lauter amerikanische Dinge erinnerte: gezuckerte Frühstücksflocken, Crest-Zahnpasta, Weichspüler und Milch.

»Kommen Sie«, sagte sie, »ich bin fünfundzwanzig. Praktisch eine alte Jungfer.«

»Ein Säugling«, sagte Peter. »Wenn Sie noch lange aufbleiben, werde ich Ihr Kindermädchen rufen müssen.«

Jetzt lachte sie und trank ihm zu. »Cin cin.«

»Prost«, erwiderte Peter automatisch. Er zog den Kopf zwischen die Schultern und trank seinen Brandy aus.

Das Mädchen betrachtete ihn neugierig über den Rand ihres Glases. »Entschuldigen Sie die Hysterie auf der Damentoilette.«

»Ich wüsste nicht, warum«, sagte Peter. »Wenn man weinen muss, scheint mir die Damentoilette der ideale Ort dafür zu sein.«

»Sie sollen mich aber nicht für eine Heulsuse halten.«

»Natürlich nicht«, sagte Peter. »Bestimmt sind Sie normalerweise hart wie Stein.«

»Bin ich auch.« Sie nickte, trank ihr Glas leer und schob es Peter herüber, der ihr pflichtbewusst nachschenkte. »Es war nur ein schrecklicher Abend.«

»Der ... befreundete Gentleman?« Peter hoffte zu hören, es sei ein Cousin oder ein Onkel gewesen.

»Nein, der war's nicht.« Während Peter versuchte, dem Gefühl der Ernüchterung auf den Grund zu gehen, fügte sie hinzu: »Der war ein Ekel, aber eins von der Wald-und-Wiesen-Sorte. Wissen Sie, der Typ, der sich einbildet, nur weil er eine Frau auf ein paar Drinks einlädt, müsste sie ihn mit ins Bett nehmen. Ich hätte mich gar nicht mit ihm abgegeben – es war ein Blind Date –, aber meine Freundin Dominique meinte, er sei irgendein wichtiger Produzent bei CBS mit Kontakten nach Hollywood. Wie sich herausstellte, war er nur ein mieser Autor.« Sie rümpfte die Nase.

»Tut mir leid, das zu hören«, sagte Peter würdevoll. Er hätte gern gelacht.

»Na ja, ungefähr bei Drink Nummer drei fing er an, sich an mich heranzumachen – er war sehr geschmeidig, der alte Allen oder Alfred oder wie er hieß. Erst hat er gegähnt und sich gestreckt und einen Arm um meine Schultern gelegt, um mich zu betatschen. Und ehe ich mich versah, hat er sein Feuerzeug fallen lassen und unter dem Tisch danach getastet – und unter meinem Rock. Ich schwöre, er hat mit seiner Hand raufgegrapscht, als wäre da ein Zigarettenautomat.«

»Du lieber Gott«, sagte Peter. »Wenn ich das gewusst hätte, wäre ich eingeschritten!«

»Wirklich?« Das Mädchen warf ihm einen Seitenblick zu, ihre erste kokette Geste an diesem Abend, dachte Peter. »Was hätten Sie denn getan?«

»Da hinten sind jede Menge Beile.« Peter zeigte zur Küche. Sie lachte. »Wenn Ihnen eine weniger dramatische Lösung lieber gewesen wäre, hätte ich den Strolch auch einfach rauswerfen können.«

Das Mädchen lächelte. »Das glaube ich Ihnen. Sie sehen aus wie ein perfekter Gentleman.«

»Leider ja«, sagte Peter. »Dann haben Sie also wegen dieses Strolchs geweint, Albert oder Alfred? Das würde ich aber kaum als hart wie Stein bezeichnen.«

»Oh Gott, nein«, sagte sie. »Nicht seinetwegen. Ich habe getan, was ich mit solchen Ekeltypen immer tue: Ich habe gesagt, ich gehe zur Toilette, und dann bin ich so lange dageblieben, dass er irgendwann gegangen ist. Nur hatte ich offenbar einen Highball zu viel getrunken, denn ich bin eingeschlafen. Wissen Sie, Sie könnten da mal ein Sofa oder so etwas reinstellen.«

»Ich werde es mir überlegen.«

»Und als ich aufgewacht bin«, sagte sie, »waren alle weg, und es war dunkel. Sozusagen stockfinster. Ich wusste nicht, wo die Tür war, ich konnte die Hand nicht vor den Augen sehen. Ich hatte mein Feuerzeug fallen lassen und konnte es nicht finden, und da war ich einfach...« Ihr Achselzucken verwandelte sich in einen Schauer. »Uuuuh, die Dunkelheit«, sagte sie. »Ich habe sie schon als Kind gehasst. Meine Mom hat mich mal in einem Knollenkeller eingesperrt und vergessen. Hinterher hat sie behauptet, es sei nur zu meinem eigenen Besten, ein schlimmes Unwetter sei im Anzug gewesen, und es habe gar nicht so lange gedauert, wie ich dachte. Aber ich weiß, dass sie mich nur vergessen hatte. Und ich saß stundenlang in völliger Dunkelheit. Stundenlang.« Sie rieb sich die Arme, die wie ihre Beine fast übernatürlich lang und weiß waren. »Im Dunkeln kriege ich immer noch Anfälle.«

»Ich verstehe, was Sie meinen«, sagte Peter.

»Wirklich?«

»Ja.«

Das Mädchen musterte ihn mit großen silberblauen Augen. »Ich glaube Ihnen.«

»Aber eins ist mir nicht klar«, sagte Peter. »Was ist ein Knollenkeller?«

»Was?«, fragte sie und lachte dann. »Ach so. Ja, ein Rübenkeller. Dort, wo ich herkomme, sagt man ›Knollen‹ zu jeder Art von Wurzelgemüse.«

»Und wo ist das? Wo ist das Land, in dem Mütter ihre kleinen Töchter in den Keller sperren?«

»In Minnesota«, sagte das Mädchen. »Land der tausend Seen.«

»Und der Knollenkeller«, sagte Peter und sprach das fremde Wort mit besonderer Betonung. Er glaube jetzt zu wissen, was sie meinte; die Köchin seiner Familie, Hilde, hatte ein ähnliches Lager auf dem Gut in Charlottenburg gehabt, wo Peter aufgewachsen war, einen feuchtkalten unterirdischen Raum, an dessen Wänden sich Hunderte Gläser Rotkohl stapelten, Spargel mit Dill sowie Gurken. Jahrzehntealte Einmachgläser waren in einer einzigen Bombennacht zerschmettert worden, aber sie waren der Grund, weshalb Peter für Masha's immer noch selbst einkochte.

Das Mädchen hielt ihm das leere Cognacglas entgegen, und Peter schenkte ihnen beiden noch einmal ein. »Auf die Rettung vor der Dunkelheit«, sagte er, und sie stießen miteinander an.

»Woher kommen Sie?«, fragte sie. »Nicht aus der Bronx, schätze ich.«

»Ich komme aus alter Zeit und weiter Ferne«, sagte Peter. Das Mädchen sah ihn mit hochgezogener Braue an. Er seufzte. »Aus Europa«, sagte er.

»Aber nicht aus Frankreich. Sind Sie aus...«

»Aus Deutschland.«

Das Mädchen richtete sich ein wenig höher auf. »Vor oder nach dem Krieg?«

»Nach dem Krieg. Kurz danach.«

»Dachte ich mir. Ihr Akzent...«

»Und ich dachte, ich hätte ihn mir so gründlich abgewöhnt.«

»Oh, das haben Sie auch«, sagte sie. »Er ist kaum zu hören. Aber es hat auch etwas mit Ihrer Haltung zu tun. Sie ist ein bisschen förmlicher.«

»Wie ein Oberkellner?«, fragte Peter.

»Wie der Mann in diesem Film«, sagte sie. »Sie wissen schon...« Sie überlegte und schnippte dabei mit den Fingern. »Der Mann mit den ganzen Kindern und der Pfeife? Sie müssen doch wissen, was ich meine.«

Peter schüttelte den Kopf.

»Ich glaube, ich habe mehr getrunken, als ich dachte«, sagte sie. »Egal. Sind Sie jemals... noch mal drüben gewesen? Vermissen Sie es?«

Nur eine Amerikanerin, dachte Peter, und zwar nur eine junge Amerikanerin konnte eine solche Frage stellen. Ob er Deutschland vermisste? Hatte es in ihrer amerikanischen Schule keinen Geschichtsunterricht gegeben?

»Ich bin nicht wieder zurückgekehrt«, sagte er vorsichtig und fragte dann: »Und Sie? Vermissen Sie das Leben in Ihrem Land der Seen?«

Zu seiner Verwunderung begann das Kinn des Mädchens zu zittern, und dann fing es an zu weinen. Sie streckte einen ihrer langen Arme auf die Theke, ließ den Kopf darauf sinken und schluchzte.

»Nein«, weinte sie. »Überhaupt nicht. Überhaupt nicht! Ich bin da weggegangen, sobald ich konnte, damit ich nicht wurde wie alle anderen Frauen dort. Die heiraten alle gleich nach der Highschool, wenn sie sie überhaupt zu Ende bringen, und in meinem Alter werden sie

dick und haben Dauerwellen und sechs Kinder! Ich habe mich mein Leben lang bemüht, das zu vermeiden!«

Also all deine gut zwanzig Jahre, dachte Peter. Der Rücken des Mädchens zuckte. Sie war so schlank, dass er ihre Wirbel unter dem filigranen Silberbrokat ihres Kleides sehen konnte. Ihre Knabenfrisur endete im Nacken in einem kleinen elfenhaften Komma. Er streckte die Hand aus, um sie zu trösten, ließ es dann aber bleiben.

»Aber jetzt sind Sie hier«, sagte er ruhig. »In Sicherheit und weit weg in New York.«

Sie wandte ihm das Gesicht halb zu. Ihre Wangen und Augen waren geschwollen und tränennass. »Aber das ist es ja«, schluchzte sie. »Ich bin nicht in Sicherheit. Jetzt, wo Twiggy hier ist...« Wieder flossen die Tränen. »Deshalb musste ich mir die Haare so schneiden lassen.« Sie riss an einer Strähne. »Damit ich mit der British Invasion konkurrieren kann. Es genügt nicht mehr, hübsch zu sein oder immer früh bei den Aufnahmen zu erscheinen oder neunundneunzig Pfund mit Schuhen zu wiegen – man muss auch noch exotisch sein. Das ist der neue Look! Und das kann ich nicht! Das bin ich nicht! Ich kann nicht konkurrieren mit der furchterregenden Peggy Moffitt oder schönen Negerinnen wie Donyale Luna. Mir sind diese Woche drei Termine abgesagt worden. Bald wird man mich nach Hause schicken und einen Farmer heiraten lassen!« Sie hörte nicht auf zu weinen.

Peter wartete, und schließlich legte er ihr doch die flache Hand auf den Rücken. Er spürte ihre lebendige Wärme und auch die knöchernen Wirbel. Sie war so dünn. Zwei Dinge gingen ihm durch den Kopf. Zum einen war es Ärger darüber, dass eine Frau sich absichtlich dermaßen aushungern konnte, und sei es auch nur um der Karriere willen. Und gegen seinen Willen musste er an

andere Frauen mit ebenso kurzen, allerdings weniger kunstvoll geschnittenen Haaren und genauso spitz vorstehenden Knochen denken. Eine, mit der Peter im Lager für Displaced Persons in Bremerhaven gewesen war, war an einem Schokoriegel gestorben, den ein wohlmeinender amerikanischer Soldat ihr zu früh gegeben hatte. Am liebsten hätte er dieses Mädchen geschüttelt, sie daran erinnert, was wirklich wichtig war, und sie mit Crème brûlée, Foie gras und Brie *en crouste* gefüttert... Aber zugleich bewunderte er sie auch für die Zähigkeit, mit der sie in so junglichem Alter ihr Zuhause verlassen hatte und in eine derart harte Stadt gegangen war, in der sie niemanden kannte, um dort ihr Glück zu machen. Anders als Peter hatte sie es aus freien Stücken getan, nicht gezwungenermaßen. Es war lange her, dass Peter eine Frau berührt hatte, abgesehen von den Ellenbogenrempeleien in der Küche oder der schnellen Paarung mit einer Fremden, nicht bedeutsamer als ein Niesen und genauso unvermeidlich, aber zugleich war es eine Ewigkeit her, dass er einer Frau begegnet war, deren Ehrgeiz sich nicht darin erschöpfte, einen gut aussehenden und wohlhabenden Ehemann zu ergattern.

Eines Tages werde ich die erste weibliche Chefköchin in Berlin sein, in meinem eigenen Restaurant, sagte eine Stimme in seinem Kopf. *Oh Petel, glaubst du, das ist möglich?*

Peter nahm die Hand vom Rücken des Mädchens. Seine Handfläche war ein wenig feucht.

»Jetzt hören Sie mal zu«, sagte er. »Ich habe diese Twiggy kennengelernt, und sie ist eine Eintagsfliege, glauben Sie mir. Sie wird höchstens ein paar Monate überstehen.«

Das Mädchen drehte das Gesicht zur Seite und klim-

perte mit den Lidern. »Ach, Sie meinen eine Eintagsfliege.«

»Ja, ganz recht. Sie passt zu einem Trend, während Sie – Ihr Aussehen ist zeitlos.«

»Sie sind so lieb«, sagte das Mädchen automatisch. Langsam richtete sie sich auf und wischte sich mit den Handballen die Augen. »Sie haben Twiggy wirklich kennengelernt? W-wo denn?« Sie bekam einen Schluckauf.

»Na, hier natürlich. Sie und ihre Freunde fallen wie ein Schwarm Heuschrecken im Masha's ein, bestellen alles, was auf der Karte steht, und essen nichts davon. Eine kolossale Verschwendung von Lebensmitteln. Und das auch noch kurz vor Schluss.«

Das Mädchen lachte. »Natürlich wird sie nichts essen. Sie d-darf nicht«, gluckste sie. »Berufsrisiko.«

»Sie ist ziemlich halbseiden«, sagte Peter entschieden. »Sie haben nichts von ihr zu befürchten.« Er hob die Hand. »Sprechen Sie mal einen Moment lang nicht. Sitzen Sie still.«

Er ließ hinter der Theke ein Glas Wasser volllaufen, schüttelte eine Serviette aus und deckte sie darüber wie ein Zauberer bei einem Trick. Er schob es zu ihr hinüber. »Trinken Sie es aus«, sagte er. »Ganz aus. Durch den Stoff.«

»W...«

»Bitte«, sagte er. Das Mädchen trank und beobachtete ihn dabei über das Glas hinweg. Ihr langer schöner Hals bewegte sich über dem Pelzkragen. Als sie fertig war, applaudierte Peter.

»Da, sehen Sie?«, sagte er.

»Nein...«, sagte sie und hob eine Hand an die Kehle »Oh doch! Er ist weg. Der Schluckauf. Woher wussten Sie, wie das geht?«

»Meine... jemand, den ich vor langer Zeit kannte, hat es mir beigebracht.«

»Na, wer immer es war, ich lasse herzlich danken«, sagte das Mädchen. »Ein guter Trick.« Sie sah auf die Uhr und rutschte vom Hocker herunter. »Schon so spät«, sagte sie. »Ich habe um acht einen Termin. Ich muss wirklich gehen.«

Sie war fast an der Tür, bevor Peter, verblüfft über ihren abrupten Abgang, sich wieder gefasst hatte und sie einholen konnte.

»Warten Sie«, sagte er. »Sie können nicht gehen.«

Sie schaute ihn misstrauisch an. Peter war fast eins achtzig groß, aber ihre Augen waren trotzdem ungefähr in gleicher Höhe. »Und warum nicht?«

»Ihre Jacke«, sagte er.

Sie lachte. »Oh. Stimmt.«

Peter holte ihre Jacke, die einzige, die noch an der Garderobe hing – einen Flickenteppich aus blondem Pelz, der aussah wie ein zusammengenähter Wurf Zwergspitze. Er stand hinter ihr, als sie die Arme hineinschob. Das Kleidungsstück war länger als ihr Minirock, und als sie es zugeknöpft hatte, sah es aus, als hätte sie nichts als die Jacke und ihre hohen Stiefel an. Die Illusion war betörend, und er konnte den Blick nicht abwenden. Das Mädchen stand an der Tür und wartete.

Peter suchte in seiner Tasche nach dem Taschentuch, aber das Mädchen hatte es auf dem Tresen liegen lassen. Er langte an ihr vorbei, um die Tür aufzuschließen. Sie roch nach Zigaretten und Chanel No. 5, und darunter lag noch etwas wie frische gesalzene Butter. Ihre sorgfältig abgezirkelten Koteletten endeten vor jedem Ohr in einer feinen Spitze.

»Ich glaube, ich kann Sie nicht gehen lassen«, sagte er.

»Wie bitte?«

»Nicht allein«, machte Peter klar. »Ich möchte Sie nicht beunruhigen, aber die Nachrichten vorhin waren voller Warnungen. Plünderungen, möglicherweise auch Überfälle. Bei dem Stromausfall sind Sie allein nicht sicher da draußen.«

»Ich komme schon zurecht.«

»Ich bestehe darauf.«

Sie drehte sich vollends um, und Peter spürte ihren Atem auf seinem Gesicht, warm und nach Brandy duftend. »Sie versuchen doch wohl nicht, sich an ein Mädchen heranzumachen, oder?«

»Selbstverständlich nicht«, sagte Peter. »Vielleicht ein bisschen.«

Sie lächelte und zog die Nase kraus.

»Dann warte ich«, sagte sie.

Wohlerzogen stand sie da, während Peter die Kerzen auslöschte, seinen Mantel und den Schlüsselbund holte. Er würde morgen früh zurückkommen und das Durcheinander auf dem Tresen wegräumen. Er nahm ihren pelzummüllten Arm, und zusammen traten sie hinaus auf den Gehweg. Überrascht erkannte Peter, dass er sie ohne künstliches Licht sehen konnte; zwar war jedes Geschäft, jedes Schaufenster an der Second Avenue so dunkel wie Masha's, aber über der dunklen Stadt schwebte der Vollmond, ein dickes weißes Ding wie eine Requisite aus einem Broadway-Musical.

Peter zog das Eisengitter vor der Tür herunter und verschloss es. »Also, wie bekommen wir Sie nach Hause?«

»Ich nehme ein Taxi.«

»Ich glaube nicht«, sagte Peter. Je länger sie draußen standen, desto seltsamer wirkte die Nacht. Es waren keine Autos auf der Straße zu sehen, kein Taxi, kein Bus,

kein Fahrrad, kein Bettler. Das einzig Lebendige war eine Gruppe Fußgänger, die eilig und mit Kerzen in den Händen wie eine Schar Pilger nach Norden wanderten. Die Novemberluft roch schwach nach kaltem U-Bahn-Ruß, und aus Harlem wehte ein leichter Brandgeruch heran.

»Ich begleite Sie«, bot Peter an.

Das Mädchen lachte. »Seien Sie nicht albern. Ich wohne ganz unten im Village.«

»Trotzdem.«

»Ausgeschlossen«, sagte sie. »Das kann ich nicht zulassen.«

»Dann bringe ich Sie zum St. Regis Hotel. Da werden Taxen stehen.«

»Also gut«, sagte sie. »Oder wie wär's mit dem Plaza? Da kann ich eine Pferdekutsche nehmen.«

»Das soll ein Wort sein«, sagte Peter.

Wieder bot er ihr seinen Arm an, aber in dem Augenblick kam ein Taxi um die Ecke, ein Checker-Taxi, dunkel wie alles andere in der Stadt. Das Mädchen sprang trotzdem auf die Straße und ruderte mit den Armen. Die Bewegung ließ Rock und Jacke hochrutschen. Strumpfbänder kamen zum Vorschein, und ein Höschchen blitzte auf, das lavendelfarben zu sein schien. Das Taxi stoppte mit quietschenden Reifen.

Peter hielt ihr die Tür auf. Sie schob sich hinein und schaute lächelnd zu ihm auf. »Nochmals danke für alles.«

»Wie heißen Sie?«, fragte er.

»June. June Bouquet.«

»Ach, hören Sie auf«, sagte der Taxifahrer aus den Tiefen des Vordersitzes.

»Was denn?«, fragte June Bouquet entrüstet. »Es stimmt! Dort, wo ich herkomme, spricht man es ›Bucket aus.«

»Es passt zu Ihnen«, sagte Peter. »June Bouquet. Hübsch wie ein Frühlingsstrauß.«

Er klopfte auf das Dach des Taxis, und der Wagen fuhr davon. Peter blieb stehen und sah ihm nach, bis er um die Ecke bog und verschwand. Gleich mehrere Seltsamkeiten gingen ihm durch den Kopf: die Stille, die schwarzen Gebäude, die schweigend dastanden wie die Ruinen nach einem Luftangriff, das Fehlen von Straßenbeleuchtung, Farben, Menschen und Lärm, der riesige Vollmond. June selbst, ein Bouquet der Widersprüche. Charmant und zauberhaft, dreist und ängstlich, jung und ehrgeizig, ein Mannequin, das trinken konnte wie ein Matrose. Konnte das wirklich ihr Name sein? Hatte sie ihn angeflunkert? War es ein Künstlernamen? Egal. Das Seltsamste an diesem Abend war die Tatsache, dass er zum ersten Mal seit langer Zeit, viel länger, als er sich freiwillig erinnern wollte, bereute, dass er jemanden hatte gehen lassen.

CARNEGIE HALL

Am Samstagabend, als die Stadt zu ihrer gewohnten glitzernden Betriebsamkeit zurückgefunden hatte, stand Peter vor einer Pflichtübung: Er sollte sich mit seinem Cousin Sol und seiner Frau Ruth zu einem Konzert in der Carnegie Hall treffen. Er hatte Sol immer wieder erklärt, dass der Samstagabend für das Restaurant die wichtigste Zeit mit dem meisten Betrieb war, aber Sol war nicht nur ein Förderer der Carnegie Hall als Mitglied im Gold Circle, er war auch Peters Förderer, der einzige Investor bei Masha's und Peters Partner. Also übernahm Peter die erste Abendschicht und verschwand dann in seinem Büro. Als er wieder herauskam, trug er sein Pinguinkostüm, wie Lena es nannte. »Wollen Sie in den Zoo?«, schrie sie durch das Brutzeln der Spezialität des Abends, der gebratenen Flunder, als Peter sich unbemerkt zur Hintertür hinausschleichen wollte. »Was für Kostüme haben Sie sonst noch in ihrem Büro? Einen Clownsanzug? Eine Pilotenuniform?« Peter winkte kurz, während seine Angestellten anerkennend johlten und pfeiften. Sie hatten jedes Mal einen Riesenspaß, wenn sie ihn beim Übergang zur anderen Seite dessen erwischten, was sie sein Doppelleben nannten.

Peter verspätete sich nur wenig, vor dem Eingang wimmelte es noch immer von Menschen. Die Leute rauch-

ten, schlenderten in Richtung der Türen und begrüßten einander, wobei ihr Atem dampfte von Rauch und Novemberkälte. In Sols Fall lag es an einer kubanischen Zigarre. »Wieso hast du so lange gebraucht?«, fragte er, als Peter aus dem Taxi kletterte.

»Zu wenig Taxen«, sagte Peter. »Der Samstagabendverkehr.«

»Pfff«, sagte Sol. »Du musst aggressiver sein.« Er stapfte davon, um seine Zigarre in der Gosse auszutreten.

»Bubbie!«, rief Sols Frau Ruth. »Lass dich mal ansehen!« Sie umfasste Peters Arme mit ihren überraschend kräftigen Händen und spreizte sie auseinander, um Peter zu inspizieren, als hätte sie ihn zuletzt vor Jahrzehnten gesehen, nicht am vergangenen Wochenende.

»Tja«, sagte sie, »so hübsch wie immer. Mein Peter, der Filmstar.« Sie winkte Peter zu sich herunter, damit sie ihm einen Kuss geben konnte. Ruth war eine wahre Rechenaufgabe: Schon von Anfang an weniger als einen Meter fünfzig groß, hatte sie durch eine früh einsetzende Osteoporose knapp drei Zentimeter verloren, aber ihr zu einem standfesten Kastaniensoufflé auftoupiertes Haar machte den Verlust mehr als wett. Sie drückte Peter einen herzhaften Schmatzer auf die Wange und leckte dann ihren Daumen ab, um damit den Fleck wegzuwischen, den sie hinterlassen hatte. »Jetzt habe ich dich schmutzig gemacht«, sagte sie. »Sieh doch, wer bei uns ist. Art und Sylvia.«

»Hallo, Arthur«, sagte Peter. Auch Sols Partner Arthur Rabinowitz – »Choppers« wurde der Mann genannt, wegen seiner sehr großen, sehr weißen künstlichen Zähne, vermutete Peter – und seine Frau Sylvia sah er mindestens zweimal im Monat.

»Wie geht's denn, Kleiner?«, dröhnte Choppers und

streckte ihm seine leberfleckige Hand zum Händedruck entgegen. Es fühlte sich ein bisschen an, als ergriffe man einen großen schmiegsamen Baseballhandschuh. In Peters erstem Jahr in Amerika, als er bei Sol und Ruth wohnte, hatte Choppers entschieden, dass Peter taub sei und nicht etwa eine neue Sprache lernen musste. Die nachfolgenden Jahrzehnte schienen an diesem Eindruck nichts geändert zu haben.

»Wie lebt es sich mit der Schürze?«, brüllte Choppers und lachte herzlich über seinen eigenen Witz. Choppers gehörte – genau wie Sol und früher auch Peters Vater Avram – zu der Sorte Mann, die Kochen für Frauenarbeit hielten, was ihn aber nicht daran hinderte, zusammen mit Sol im Masha's zu erscheinen und dort kostenlos zu essen. »Wie läuft das Geschäft?«, fragte er. »Klaust du Rezepte von dieser französischen Mieze?«

»Hör auf, Art«, schnurrte Sylvia. »Du macht ihn *verlegen*.« Aber Peter antwortete in einer tadellosen Julia-Childs-Imitation mit Falsettstimme: »Man muss einfach furchtbar viel Rum nehmen!« Alle lachten.

»Wer hätte *gedacht*, dass du *komisch* sein kannst«, sagte Sylvia zu Peter. Sie war vom Kopf bis zur Wade in Pelz gehüllt; unter anderem trug sie einen Fuchsmantel und einen dazu passenden Turban, auf dem dicht über ihrem linken Ohr immer noch der kleine zähnefletschende Kopf des Tieres saß. Sie nahm eine Zigarette aus ihrer krokodilledernen Handtasche, drehte sie in eine goldene Zigarettenspitze und wartete darauf, dass Peter ihr Feuer gab. »Danke, mein lieber Junge«, sagte sie und blies den Rauch von sich. »Wo hast du dich denn vor Sylvia *versteckt*?« In deinem *Bistro*, nehme ich an.« Sie schob die granatapfelroten Lippen vor und machte schmale Augen. »*Sehr* unartig. Ich glaube, man muss dir den *Hintern* versohlen.«

»Und schau, wer noch da ist!« Strahlend drängte Ruth sich zwischen Peter und Sylvia und zog eine junge Dame in einem cremefarbenen Cape und dazu passendem Pillbox-Hut heran. »Peter, das ist Art und Sylvias Nichte, Rebecca Dannett.«

Noch eine Nichte?, dachte Peter und drückte Miss Rebeccas behandschuhte Hand. Entweder waren die Geschwister Rabinowitz äußerst fruchtbar, oder sie mussten beim Erfinden ihrer Tarngeschichten kreativer werden. Alle paar Monate präsentierten sie Peter mit Ruths begeisterter Unterstützung eine neue Nichte.

»Sehr erfreut«, sagte er.

»Guten Abend«, antwortete Miss Rebecca. Zumindest nahm Peter an, dass es ihre Antwort war. Jedenfalls bewegten sich ihre Lippen. Sie hatte eine verblüffende Ähnlichkeit mit der Witwe des ermordeten Präsidenten, Jacqueline Kennedy, was Kleidung, Gesichtszüge und Haarfarbe anging, aber wenn sie den Mund aufmachte, erinnerte sie mehr an Miss Monroe. Peter musste sich vorbeugen, um ihr gehauchtes Murmeln zu hören.

»Wie bitte?« Er legte die gewölbte Hand hinter sein Ohr.

»Ich sagte, Sie sehen aus wie Christopher Plummer, der Schauspieler«, flüsterte Miss Rebecca und schaute unter stacheligen Wimpern zu Peter auf. »Ich hoffe, Sie finden es nicht schrecklich naseweis, wenn ich das sage.«

»Ganz und gar nicht«, antwortete Peter. Tatsächlich war seit der Erstaufführung des Films *The Sound of Music* in diesem Herbst nicht ein einziger Tag vergangen, an dem er diesen Vergleich nicht gehört hatte. Vielleicht war das der Kerl in dem Film, den June Bouquet während des Stromausfalls erwähnt hatte. *Der Mann mit den ganzen Kindern und der Pfeife*.

»Er sieht *wirklich* so aus, nicht wahr?«, sagte Sylvia. Sie packte Peters rechten Arm, und er spürte ihre Fingernägel durch den Mantelärmel. »Wie aus dem Gesicht geschnitten. Vielleicht sollte man ihm eine *Hauptmannsuniform* anziehen.« Sie erschauerte dramatisch.

»Vielleicht sollten wir jetzt hineingehen.« Ruth ließ Peters Arm los und schob ihn zu Miss Rebecca hinüber, der er seinen Arm anbot. Miss Rebecca legte ihren ziegenledernen Handschuh leicht in Peters Ellenbeuge, und so bewegte sich das Trio auf sechs Beinen langsam zum Eingang, Sylvia auf der einen Seite, ihre angebliche Nichte auf der anderen. Sol, Ruth und Choppers folgten ihnen.

»Wie bitte?«, fragte Peter. Miss Rebecca hatte wieder etwas gemurmelt.

»Ich habe gefragt, ob Sie ihn gesehen haben«, hauchte sie, als sie im Foyer waren. »Den Film. *The Sound of Music*.«

»Ah. Nein, ich kenne ihn nicht.« Alle hatten ihm gesagt, er müsse ihn sehen. Wahrscheinlich sollte er es auch tun. Aber er hatte nicht die Absicht.

»Sie *müssen* ihn sehen«, flüsterte Miss Rebecca. »Es ist ein wirklich magisches Erlebnis. Sehr inspirierend.«

»Das habe ich schon gehört«, sagte Peter und nahm ihr das Cape ab, während sie vor der Garderobe warteten.

»Man sagt, es beruht auf einer wahren Geschichte«, murmelte Miss Rebecca und richtete den Blick ihrer mandelförmigen Augen vollends auf ihn. Sie legte eine Hand auf ihren Busen, der, wie Peter zugeben musste, unter dem entzückenden rosaroten Abendkleid beeindruckend aussah – zwei wohlgeformte Berge Erdbeer-Pavlova. Aus irgendeinem Grund musste er dabei wieder an June Bouquet denken, obwohl die kein nennenswertes Dekolleté zu bieten hatte.

Miss Rebecca legte den Kopf schief und zog die Nadel aus dem Hut. Dabei warf sie Peter einen Seitenblick zu. »Über die Berge vor den Nazis zu flüchten – so viel Mut kann ich mir gar nicht vorstellen! Aber *Sie* können das natürlich.«

»Sie sind sehr freundlich«, sagte Peter. Er reichte seinen und Miss Rebeccas Mantel durch das Garderobfenster und steckte die Marke in die Tasche. Gern hätte er an seinem Kragen gezerrt; es war sehr warm im Foyer, voller Rauch und Parfüm und Körperwärme. Zum Teufel mit Ruth!, dachte er, aber er war nicht besonders wütend: Miss Rebecca hätte von seinem Leben in Nazi-Deutschland und dem tragischen Verlust seiner Frau auch aus seinem Porträt in der *New York Times* statt von Ruth erfahren haben können. Andererseits war Ruth dafür ebenfalls verantwortlich: Sie hatte die Geschichte bei einer Wohltätigkeitsveranstaltung einer neuen Freundin erzählt, die sich als die Klatschkolumnistin Liz Sutton entpuppte, deren Story wiederum das Interesse des Restaurantkritikers Mr. Craig Clayborne geweckt hatte, der daraufhin ins Masha's essen gekommen war. »Ich und meine große Klappe«, hatte Ruth gesagt. »Ich habe mir nichts dabei gedacht! Wer konnte denn ahnen, dass dieses nette Mädels bei der Zeitung arbeitet?« Peter war wütend über diese Komplettvermarktung seiner Vergangenheit gewesen, aber in gewisser Weise musste er Ruth vermutlich dankbar dafür sein. Mr. Claibornes Porträt hatte eine Kritik sowie Peters Rezepte für *Ochsenbrust Wellington* und *Zimmes* enthalten. Sein Urteil war gut ausgefallen, und Masha's hatte seitdem immer reichlich Reservierungen.

Die Beleuchtung wurde dreimal verdunkelt. »Na los, Leute, bewegt euch hier«, befahl Sol ungeduldig und

drängte sich zwischen den anderen Konzertbesuchern hindurch, die auf den Saal zutrieben wie ein Schwarm Fische. Sol war in jeder Hinsicht ein Faustkämpfer, von der gedrungenen Boxergestalt bis hin zu seinen Manieren. Er hatte so viel Ähnlichkeit mit Peters Vater, dass sie Brüder anstelle von Cousins hätten sein können, was Peter je nach Laune entweder als irritierend oder tröstlich empfand. »Bewegt euch«, wiederholte Sol. Als er an Peter vorbeikam, sagte er: »Ich habe nächsten Monat eine Spendengala, für die ich Catering brauche. Die Jungen Zionisten.«

»Gut«, sagte Peter. Er hatte schon lange keine Lust mehr zu erklären, wie sich das kostenlose Catering für Veranstaltungen auf die Bilanz des Restaurants auswirkte. Sol sagte immer nur, Peter solle aufhören zu meckern und die Einkaufskosten senken. Peter hörte nicht auf ihn, und die Vereinbarung, die niemandem passte, blieb unangetastet.

»Mein Mädels wird dich anrufen und die Einzelheiten durchgeben«, sagte Sol, während sie der Platzanweiserin zu ihrer Reihe folgten.

»Ihr zwei jungen Leute sitzt nebeneinander«, sagte Ruth. »Ich bestehe darauf.« Lächelnd schaute sie Peter und Miss Rebecca an. Ruth trug einen ihrer üblichen Kafftane. Dieser war aus bodenlangem Silberlamé, bedeckt von zahllosen Schichten polierter Steinperlen. Peter ließ Miss Rebecca den Vortritt. Sie schob sich in die Reihe, und er blieb stehen, bis die Damen sich gesetzt hatten. Die Plätze waren ausgezeichnet wie immer: fünfte Reihe Mitte. Peter schaute sich müßig um, während das Publikum sich hustend und plaudernd niederließ, und sah in der ersten Reihe eine junge blonde Frau mit kurz geschnittenem Haar. Ihr weißes Etuikleid ließ den langen

blassen Hals und die hellen Schultern frei. Peter reckte den Hals, obwohl er vermutete, dass June Bouquet sich in diesem Saal wahrscheinlich eher den Folksänger Bob Dylan und nicht Swjatoslaw Richter anhören würde.

Miss Rebecca berührte seinen Ärmel und sagte etwas. Peter ließ sich widerstrebend zurücksinken. »Wie bitte?«, fragte er

»Ich habe gefragt, ob Sie Mr. Richter schon einmal gesehen haben. Er ist ein absolutes Genie.«

»Ja, allerdings«, sagte Peter. »Wir hatten das Privileg, Mr. Richter bei seinem Amerika-Debüt im Mai hier zu erleben.«

Miss Rebecca sah ihn an und lächelte. Eigentlich war sie sehr hübsch. Mit ihrem erdbeerfondantfarbenen Abendkleid und den strahlend weißen Zähnen sah sie aus wie ein menschliches Petit four. »Ich bin so neidisch«, flüsterte sie. »Ich wünschte, ich hätte dabei sein können. Ich höre nicht halb so viel klassische Musik, wie ich möchte. Es ist so schwer, kultivierte Männer zu finden, die genauso viel Freude daran haben wie ich.«

Sylvia beugte sich über Ruth hinweg und klopfte Peter mit ihrem Programm auf das Knie. »Ich habe gehört, Richters Hände reichen über *anderthalb* Oktaven«, sagte sie.

»Ich wette, das ist praktisch«, sagte Choppers und lachte dröhnend. »Besonders bei den Damen.«

»Ich habe gehört, er sei eine Schwuchtel«, sagte Sol.

»Ssch«, machte jemand hinter ihnen, und jemand anders sagte: »Also wirklich!« Dann erlosch das Licht, und Miss Rebecca lächelte Peter an. Ihre Zähne schimmerten im Dunkeln, und das Publikum applaudierte begeistert, als der Pianist von links aus der Kulisse kam und routinierten Schrittes zu seinem Steinway in der Mitte der Bühne ging.

Kaum hatte Richter angefangen zu spielen, wusste Peter, dass etwas nicht stimmte. Anfangs dachte er, es liege an dem Pianisten. Peter wusste zwar, dass Richter Russe war und im Krieg ebenfalls ungeheure Verluste erlitten hatte, doch die sehr kargen Flächen in Richters Gesicht, dessen schädelartige Anmutung durch das Scheinwerferlicht noch verstärkt wurde, erinnerten Peter an einen SS-Oberscharführer namens Stultz... Aber nicht nur der Maestro bereitete ihm Unbehagen; es war die Musik selbst, die an seinen Nerven rupfte und zupfte und scheuerte, die schrille Diskordanz der Akkorde, die klangen wie ein Möbelstück, das eine Treppe herunterfällt. Es war nicht das Stück, vor dem Peter mehr als vor allen anderen graute und das er absolut nicht ertragen konnte, aber trotzdem...

»Ist das Prokofjew?«, flüsterte er Miss Rebecca zu und zog an seinem Hemdkragen.

»Wie bitte?«, murmelte sie.

»Ich dachte, heute Abend gibt es Rachmaninow, nicht Prokofjew.«

»Was?«, fragte Rebecca.

»Ssch!«, machte jemand hinter ihnen. Peter hob um Entschuldigung bittend die Hand und deutete auf das Programm, das auf Miss Rebeccas Schoß lag. Er war nass geschwitz, und es fühlte sich an, als kröchen Ameisen auf seinem Körper herum. Peter war mit Sol und Ruth zu Richters Konzertdebüt im Mai hier gewesen, als das Saalpersonal die Klimaanlage abgeschaltet hatte, damit das Publikum jede Nuance des Klavierspiels hören konnte. Wie in einer Sauna war es gewesen, aber nicht halb so schlimm wie jetzt.

Miss Rebecca reichte ihm ihr Programm, und es bestätigte, dass Richter die Sonate Nr. 2 von Prokofjew spielte.

Peter umklammerte seine Armlehnen. »Fehlt Ihnen etwas?«, fragte Miss Rebecca, und ihre hübsch manikürte Hand legte sich auf seine.

»Verzeihen Sie, aber ich muss an die Luft.« Peter stand auf und schob sich halb geduckt an den anderen in seiner Reihe vorbei. Er bemühte sich, auf Knie und Zehen zu achten, und verabscheute sich selbst für seine Ungezogenheit. Aber er war verzweifelt. Endlich hatte er den Gang erreicht und ging zum Ausgang, so schnell er konnte, ohne das Konzert noch mehr zu stören.

Im Foyer riss er sich die Krawatte herunter, knöpfte den Kragen auf und tat einen gewaltigen Seufzer der Erleichterung. Ein Platzanweiser kam eilig auf ihn zu. »Geht es Ihnen nicht gut, Sir?«, fragte er.

Peter winkte ab. »Es geht schon, danke.« Er ging an die Bar und bat zuerst um ein Glas Wasser, das er in einem Zug hinunterstürzte. Dann ließ er sich einen doppelten Cognac geben, den er mit auf die Herrentoilette nahm. Der Toilettenwärter warf einen kurzen Blick auf den Cognacschwenker, blieb aber ungerührt.

Peter zog sein Smokingjackett aus, faltete es zusammen und legte es auf die Theke. Wie erwartet, war sein Hemd durchscheinend vom Schweiß. Es klebte in grauen Flecken an seiner Haut, und das Unterhemd schimmerte durch. Peter löste die Manschettenknöpfe, steckte die goldenen Stücke – in die ein *M* eingraviert war – in die Tasche und zog das Oberhemd aus. Dann tupfte er sich, so gut es ging, mit mehreren Papierhandtüchern trocken. Sein Unterhemd war immer noch durchnässt. Er zog es vom Körper weg und fächelte sich damit Luft zu. Das musste genügen; ausziehen würde er es in der Öffentlichkeit niemals. Er trank seinen Brandy halb aus und spritzte sich kaltes Wasser ins Gesicht. Auf den Wasch-

tisch gestützt, betrachtete er leidenschaftslos sein blaßes tropfendes Gesicht im Spiegel. Es überraschte ihn jedes Mal, wenn er dieses Leinwandidol mit dem kraftvollen Kinn, den gleichmäßigen Zügen und dem welligen goldenen Haar erblickte. »Mein eigener Filmstar«, hatte Masha immer im Scherz gesagt und dabei sein Haar zerzaust, »mein Buster Crabbe, mein Van Johnson!« Es war ein lachhaftes Missverhältnis: Hätte Peters Äußeres seinem Innern entsprochen, hätte er ausgesehen wie ein Picasso. Wie *Guernica*. Er war gerade dabei, sein Smokinghemd auszuschlagen, um es wieder anzuziehen, als er Stimmen und Schritte nahen hörte. Die Pause hatte angefangen. Er wollte nicht riskieren, Sol oder Choppers oder sonst einem gemeinsamen Bekannten zu begegnen, der ihn daran hindern könnte, unauffällig zu verschwinden. Er verzog sich mit seinen Sachen und dem Brandy in die hintere Kabine.

Er hängte Hemd und Jackett innen an die Tür, setzte sich auf die Klobrille und wartete, während seine Brüder ihr Geschäft erledigten. Stimmen hallten durch den Raum, das Geräusch von fließendem Wasser, von Reißverschlüssen, die geöffnet und geschlossen wurden, und von Wasserspülungen, aber auch andere Geräusche, die Peter nach Jahren erzwungenen Gemeinschaftslebens erfolgreich ausblenden konnte. Er behielt die Uhr im Auge und trank seinen Courvoisier. Eigentlich war es eine Beleidigung für einen guten Cognac, ihn an einem solchen Ort zu trinken, aber es war besser, als sich um Verpflichtungen zu kümmern, zu deren Erfüllung er keine Lust hatte. Das galt zum Beispiel für Miss Rebecca, so süß sie auch sein mochte. Oder für das Ertragen eines Prokofjew-Konzerts ... Aber das war seine eigene Schuld. Er hätte besser aufpassen müssen. Er hätte vorher in der

Carnegie Hall anrufen und sich nach dem Programm erkundigen sollen, wie er es normalerweise tat. Er hatte die modernen Komponisten nie gemocht, auch früher nicht. Masha war es gewesen, die sie liebte. »Du sturer Spieß«, hatte sie gesagt und sich über Peters Vorliebe für Bach und Brahms lustig gemacht. »Demnächst erzählst du mir noch, du magst keinen Jazz!«

Peter lehnte den Kopf an die kalte Blechwand der Kabine und benutzte die Technik, die ihm besser als die meisten half, unwillkommene Gedanken auszublenden: Er machte eine Bestandsaufnahme und stellte eine Liste der Vorräte auf, die sich im Lager des Restaurants befanden, und derjenigen, die er am kommenden Montag würde bestellen müssen. Einen Korb Zwiebeln, zwei Körbe Schalotten. Drei Körbe Kartoffeln – die Saison für Fingerlinge war fast vorbei, aber vielleicht könnte er auf der Farm in Patchogue ein paar Kennebec auftreiben? Und wenn er schon auf Long Island war, könnte er auch gleich nach Montauk weiterfahren und Streifen- und Seebarsch besorgen. Und Kürbis. Peter war kein Fan von Kürbis, er fand ihn mehlig und nichtssagend. Aber vielleicht konnte er sein gewohntes Zimmes mit etwas Garten- oder sogar Moschus-Kürbis variieren...

»Hey, Kollege, sind Sie eingeschlafen da drin?«, rief jemand und rüttelte an der Tür.

»Entschuldigung«, antwortete Peter. »Ich fühle mich nicht wohl.« Er trank einen Schluck Cognac.

Als die Pausenwelle auf der Toilette verebbte, hatte er seine Speisekarte zu Ende geplant. Er würde noch eine Strandpflaumen-Cranberry-Tarte anbieten. Er griff nach seinem Hemd, als er hörte, wie jemand den Hebel am Handtuchspender betätigte und Sol am Waschbecken mit jemandem sprach, wahrscheinlich mit Choppers.

»Ich gebe zu, seine Technik hat Chuzpe«, sagte Sol eben. »Aber ich verstehe nicht, was der ganze Wirbel soll.«

»Nicht?«, fragte Choppers – es war eindeutig Choppers. »Ich finde, der Kerl ist ein Gigant.«

»Wenn es schon ein Russki sein muss, ziehe ich Horowitz aber jederzeit vor«, sagte Sol. »Das ist ein Interpret.« Vermutlich wandte er sich jetzt an den Toilettenmann. »Hey, Sie, haben Sie noch Handtücher hier?«

»Tut mir leid, Sir«, antwortete der Mann.

»Großartig«, sagte Sol. »Dann tropfe ich jetzt einfach auf mein Hemd wie ein Schmock. Übrigens«, fuhr er fort, während ihre Stimmen sich entfernten, »nette Nichte, die du da heute Abend mitgebracht hast.«

»Ja? Gefällt sie dir? Du kannst sie haben – ich glaube, der Junge war nicht besonders beeindruckt.«

»Du weißt, ich gehe nicht fremd«, sagte Sol. »Aber wenn ich es täte – hallo! Sie ist ein Sahneschnittchen. Was meinen kleinen Vetter angeht, nimm es nicht persönlich. Der fickt nur Schicksen.«

»Ja, das hab ich gehört«, sagte Choppers. »Aber Ruth meint, ich soll es weiter versuchen. Was ist denn los mit ihm?«

»Er war immer schon so«, sagte Sol philosophisch. »Bei manchen Kerlen ist das wie eine Krankheit. Du weißt, seine Frau war auch eine Gojische. Sah aus wie von einem Nazi-Propagandaplakat, mit Zöpfen und allem.«

»Ach ja, die von den Nazis umgebracht wurde«, sagte Choppers. »Eine traurige Geschichte. Aber man sollte doch meinen, er würde jetzt auch mal eine andere Sorte probieren wollen... Hier, bitte, Kollege, hier ist ein Dollar. Gib nicht alles auf einmal aus.«

Der Toilettenmann dankte ihm. Die Außentür öffnete

sich mit einem Rauschen, und als wäre es ihm gerade erst eingefallen, fragte Choppers, während sie sich entfernten: »Hey, wo ist er überhaupt hin?«

Peter ging noch einmal die Fleischlieferungen durch und knöpfte sich dabei das Hemd zu. Dreißig junge Hühner, vierzig Pfund Ochsenbrust – und hatte George bei Primo's daran gedacht, ihm die Mulard-Enten zurückzulegen? Peter zog das Jackett über das Hemd; es war klamm, aber noch erträglich, als hätte eine übereifrige Wäscherin es zum Bügeln zu stark eingesprüht. Er verließ die Kabine. Bis auf den Angestellten war die Herrentoilette wieder leer. Es war, als wären Sol und Choppers und die paar Dutzend anderen Männer nie hier gewesen. Sol hatte nicht immer recht – Peters Ansicht nach hatte er in vielen Dingen sogar unrecht –, aber in zwei Punkten musste man ihm zustimmen: Horowitz war unter den russischen Pianisten der farbenprächtigere Interpret. Und auch wenn Peter nur Sex hatte, wenn es nötig war, und dann schnell, im Dunkeln oder bekleidet, vorzugsweise im Stehen, mit Stewardessen, Kellnerinnen – nicht seinen eigenen – und anderen hübschen Fremden, die er allesamt nie wiedersehen würde, schienen es doch immer nichtjüdische Frauen zu sein. Das allerdings war nicht Absicht, sondern Zufall oder die Folge unterschwelliger Vorlieben.

Das ließ Peter wieder an June Bouquet denken. Es war durchaus nicht seine Art – oder auch nicht ihre –, dass sie ihm immer wieder auf diese Weise in den Sinn kam. Er gab dem Klomann einen Fünfer aus seinem Geldclip, hob dann einen Finger und holte sein leeres Glas vom Waschtischrand. Auch das registrierte der Mann, ohne eine Miene zu verziehen.

»Danke, Sir«, sagte er. »Einen schönen Abend noch.«

»Ihnen auch.« Peter zog seine Manschetten zurecht und ging hinaus. Draußen im Foyer, in ihrem bonbonfarbenen Abendkleid, lehnte Miss Rebecca an der Wand und wartete auf ihn.

»Ich hoffe, es macht Ihnen nichts aus«, sagte sie. »Ich wollte nur sicher sein, dass es Ihnen gut geht.«

»Das ist sehr aufmerksam«, sagte Peter, »und unnötig. Ich habe nur Kopfschmerzen. Bitte gehen Sie wieder hinein. Sie versäumen die zweite Hälfte des Programms.«

Er wollte ihr die Tür aufhalten, aber als seine Hand auf der Messingklinke lag, bedeckte Miss Rebecca sie mit ihrer.

»Ich glaube, ich verstehe Sie.« Sie schaute zu ihm auf und klapperte mit den Doppelreihen ihrer Wimpern. »Ich kann Prokofjew auch nicht leiden. Es klingt so disharmonisch. Schrill. Es geht mir auf die Nerven.«

»Ich glaube, es ist so gemeint.«

»Aber warum soll das jemand hören wollen«, fragte Miss Rebecca und schob sich näher an ihn heran, »wenn er Brahms haben kann? Oder Beethoven? Warum wollen Sie sich beunruhigen lassen, wenn Sie etwas Romantisches hören können?«

»Ich habe keine Ahnung.« Peter widerstand dem Drang, auf die Uhr zu schauen. »Aber ich glaube, in der zweiten Hälfte gibt es Ravel...«

»Ich sage Ihnen, was ich außerdem nicht mag«, murmelte Miss Rebecca. »Verkuppelt zu werden.« Peter lächelte. Zum ersten Mal empfand er echte Zuneigung für sie.

»Ich hatte schon den Verdacht, dass Sie nicht Arthurs Nichte sind.«

»Ich bin seine Zahnpflegerin«, sagte Miss Rebecca.

»Ah.« Das erklärte die tadellosen Zähne.

»Normalerweise lasse ich mich nicht in solche Situationen bringen«, erklärte sie.

»Ich glaube, das haben Sie auch nicht nötig.«

Sie lächelte. »Danke«, hauchte sie. »Sie sind sehr lieb. Ganz so, wie Ruth gesagt hat. Und ich dachte mir, Sie müssten der Mann aus dem *Times*-Artikel sein. Seit er erschienen ist, habe ich ihn nicht mehr vergessen.«

Sie und jede andere hoffnungsvolle junge Dame im Großraum New York, dachte Peter.

»Es ist nicht so, wie Sie denken«, wisperte Miss Rebecca. »Ich bin nicht wie all die anderen Mädchen, die nur nach einem erfolgreichen Ehemann suchen – obwohl ich Ihr Restaurant gern einmal sehen würde. Pasha's?«

»Masha's.«

»Uuuh, wie der Russian Tea Room? Das ist eins meiner Lieblingslokale.«

Peter unterdrückte eine Grimasse. Der Tea Room war ein Stachel in seinem Fleische, sein größter Konkurrent in jeder Hinsicht mit Ausnahme der Nationalität seiner Küche. »So ähnlich«, sagte er.

»Ihr Restaurant ist sicher unendlich viel charmanter. Und ich bewundere, was Sie damit getan haben. Dass Sie es... einer verlorenen Liebe gewidmet haben.«

»Danke«, sagte Peter. Er fing wieder an zu schwitzen. »Wirklich, Miss Dannett...«

»Rebecca«, korrigierte sie und hob das eckige kleine Kinn, damit sie ihm in die Augen sehen konnte.

»Ich war verlobt«, sagte sie, und ihre verhauchte Stimme klang ein wenig kraftvoller als sonst. »Hat Ruth Ihnen das erzählt?«

»Nein.«

Miss Rebecca nickte. »Ja. Mit meinem Highschool-

Schatz. Die Hochzeit sollte letztes Jahr im Briar Rose Club stattfinden, aber dann gab es einen Unfall. Er war mit dem Auto unterwegs, und ein anderer Autofahrer, der getrunken hatte, stieß auf der Post Road mit ihm zusammen. Tja.«

Peter senkte den Kopf. »Das tut mir leid«, sagte er. Es war die Wahrheit, auch wenn es das abstrakte Mitgefühl für eine Fremde war. Es gab so viele leidende Menschen auf der Welt.

»Danke«, sagte Miss Rebecca. Tapfer straffte sie die Schultern. Ihre Augen glitzerten. »Sie sehen also, auch wenn Sie sicher schrecklich viele Nichten kennenlernen, habe ich doch mehr mit Ihnen gemeinsam als die meisten. Ich weiß, wie es ist, den Menschen zu verlieren, den man liebt. Aber ich glaube, manchmal muss man einfach den Sprung ins Ungewisse wagen. Es noch einmal versuchen.«

Sie erhob sich auf die Zehenspitzen und drückte Peter einen Kuss auf die Wange, und bevor er seine Überraschung verdauen konnte, bewegte sie sich weiter zu seinem Mund. Er bemühte sich, nicht zwischen ihre Lippen zu seufzen, als sie sie entschlossen auf seine drückte. Er wollte nicht respektlos sein, aber das Einzige, was er empfand, war der Wachsgeschmack ihres Lippenstifts. Nicht dass sie nicht attraktiv und intelligent gewesen wäre, nicht kultiviert und angenehm und sensibel und nett – im Gegenteil, sie schien all das zu sein, und kühn war sie auch, das musste Peter ihr lassen. Aber in den letzten zwanzig Jahren hatte er genau solche Situationen immer gemieden, Situationen, die zu Verstrickungen, Verhandlungen, Verpflichtungen führen würden. Eine Hochzeitsfeier im Briar Rose Country Club. Ein Haus in Marmaroneck oder in Rye, ein Besuch bei Sol und Ruth an jedem Wochenende. Und natürlich Kinder.

Peter löste sich aus dem Kuss und wich zurück. Betrübt schaute Miss Rebecca zu ihm auf. »Zu schnell?«, fragte sie.

Peter legte ihr die Hände auf die Schultern. »Hören Sie«, sagte er. »Sie scheinen eine absolut reizende junge Frau zu sein. Und Ihr Verlust tut mir wirklich leid. Aber das hier ist nichts für mich.«

Miss Rebecca nickte. »Sind Sie...?«, wisperte sie und machte eine zierlich flatternde Bewegung mit dem Handgelenk. »Ich erzähle es niemandem.«

Peter lächelte. Er hatte schon gelegentlich in Betracht gezogen, die Leute glauben zu lassen, er sei homosexuell – die Arbeit in der Küche in einem Frauenberuf würde bei dieser Maskerade helfen. Aber Ruth würde es das Herz brechen.

»Das ist es nicht. Und es liegt auch nicht an Ihnen. Ich kann einfach nicht...«

Miss Rebecca schaute ihn verwirrt an, aber plötzlich ging ihr ein Licht auf. »Oh!«, sagte sie und legte eine Hand auf den Mund. »Der Krieg?« Ihr Blick wanderte zu Peters Smokinghose.

»Wie bitte?«, fragte Peter.

Wieder erhob Miss Rebecca sich auf die Zehen und küsste ihn auf die Wange. »Sagen Sie kein Wort mehr. Ich habe *Fiesta* gelesen. Und den Film habe ich auch gesehen.« Sie schaute Peter mit grenzenlosem Mitgefühl an. »Sie armer, armer Mann. Keine Sorge. Ihr Geheimnis ist bei mir in Sicherheit.« Mit einem letzten glühenden Blick verschwand sie durch die Tür in den Konzertsaal.

Peter blieb noch ein paar Augenblicke stehen, wo er war, und ließ das alles sacken. Dann musste er lachen. »Na!«, sagte er. Hoffentlich würde Miss Rebecca ihr Versprechen halten und niemandem von ihrem Missver-

ständnis erzählen – er hatte kein Verlangen danach, als impotenter Wallach bekannt zu werden –, aber es war doch eine Erleichterung, für diesen Abend davongekommen zu sein.

Peter holte seinen Mantel an der Garderobe ab, hinterließ die Marke mit einer gekritzelten Beschreibung Miss Rebeccas, damit sie ihren ebenfalls bekäme, und verließ das Gebäude. Er dachte an das, was Miss Rebecca gesagt hatte – und auch Ruth, in der Anfangszeit, als sie Peter dabei ertappt hatte, dass er so tat, als verstünde er viel weniger von dem, was die Frauen sagten, mit denen er ausging, als er in Wirklichkeit verstand. »Bubbie«, hatte sie gesagt, »ich verstehe dich. Wunden brauchen Zeit zum Heilen, nicht? Aber bis dahin – du musst ein bisschen leben.«

Aus welchem Grund auch immer war ihm dieser Rat in anderer Form noch einmal gegeben worden. Er ging auf der 57th Street in westlicher Richtung und bog nach links in die 7th Avenue ein. Sein Mantel war offen, und er atmete die kalte, nach Eisengittern und Dampf riechende Luft tief ein. Es war belebend. Er sah eine Reihe Münztelefone und dahinter das Carnegie Deli. Nach dem Telefonat würde er dort ein Pastrami-Roggenbrot essen, beschloss er. Er hatte plötzlich einen Mordshunger.

Er betrat die nächste freie Zelle, zog seine Börse hervor, warf einen Zehner in den Münzschlitz und wählte die Nummer auf dem Zettel, den er seit dem Tag nach dem Stromausfall mit sich herumtrug. Als der Strom wieder da war, hatte er die Ford Agency angerufen. Miss Bouquet sei bei einem Fotoshooting, hatte man ihm mitgeteilt, und weitere Informationen über das Mädchen hatten sie ihm nicht geben wollen. Aber als Peter seinen Namen genannt und erwähnt hatte, dass er daran

